

Erinnerung an Thomas Kling

Am Freitag, dem 1. April 2005, starb der Dichter Thomas Kling, geboren am 5. Juni 1957 in Bingen, aufgewachsen in Düsseldorf, später wohnhaft in Köln und zuletzt auf der ehemaligen Raketenstation Hombroich bei Neuss, im Alter von 47 Jahren in Dormagen. Ich erfuhr es einen Tag später, als die Nachricht vom Tod des Papstes um die Welt ging. Am folgenden Montag vermeldeten viele deutschsprachige Zeitungen den Tod des Dichters. Wer Thomas Kling kannte und um seinen oft mit Heftigkeit nach außen gekehrten Stolz, sein Rangbewusstsein und sein Talent für genaues Timing wusste, wird in dieser Koinzidenz mit dem Sterben des Heiligen Vaters eine letzte, sehr gut platzierte Pointe sehen. Ich erinnere mich, wie Thomas Kling, zu einem Zeitpunkt, als er noch nichts von seiner Krankheit wusste, einmal eine anerkennende Bemerkung über Johannes Paul II. fallen ließ, die sich auf dessen Mut bezog, in all seiner Gebrechlichkeit vor den Kameras der Welt zu erscheinen, und wie dieser Mut gerade von Kirchentreuen eher mit Kopfschütteln betrachtet werde. Liest man in Thomas Klings letztem Buch *Auswertung der Flugdaten* den Gedichtzyklus „Gesang von der Bronchioskopie“, der die Auslieferung des Körpers an die Apparatedizin, die Aushöhlung der eigenen Brust im Bild des Bergwerks zu betrachten sich nicht scheut, dann wird deutlich, wie sehr er einen solchen Mut als verpflichtend empfand.

Deshalb möchte ich den Vergleich Thomas Klings mit Karol Wojtyła noch etwas vertiefen: Beide waren sie charismatische Figuren, beide waren sie nie nur in eigener Sache unterwegs, sondern von ihrer persönlichen Sendung überzeugt, der eine als Stellvertreter Christi, der andere als Sachwalter einer deutschen Dichtungstradition mit unveräußerlich hohem Anspruch, beide standen auf ihre Weise gegen den von der Ökonomie beherrschten Zeitgeist und wussten doch höchst effektiv mit den zeitgenössischen Medien umzugehen, und beiden versagte in den letzten Monaten ihres Lebens das Instrument, das sie so wirksam einzusetzen verstanden: die Stimme – und beide nahmen das keineswegs zum Anlass, die Kommunikation mit der Welt abubrechen, und versuchten weiterzuarbeiten bis zum Schluss. In den letzten Wochen seines Lebens hatte ich öfters Gelegenheit, Thomas Kling an seinem Krankenlager auf der Raketenstation Hombroich am Niederrhein zu besuchen, und brachte ihm Hefte des *Castrum Peregrini* mit. Jederzeit an bildender Kunst interessiert und auf diesem wie auf vielen Gebieten ein umfassend gebildeter Experte, beschäftigte er sich mit dem Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger und plante eine Arbeit über ihn. Am Tag vor Gründonnerstag, als ich ihn das letztmal sah, sagte ich ihm, wie sehr mir sein neues Buch gefiel. Und er erwiderte:

Na, dann kann ich ja weitermachen.

Im Nachhinein ist es leicht, Größe zu attestieren, in dem Moment, wo ein Werk abgeschlossen vorliegt und einer ersten Einordnung unterzogen werden kann. Mancher wird ihn nun als großen Dichter nennen, der von seinen Büchern nie Notiz nahm und die fulminanten Auftritte des zuerst im Rheinland hervortretenden Autors in den achtziger Jahren nicht miterlebt hat. Mir scheint es jedoch nicht erst rückblickend so, dass man sofort, von der ersten Begegnung an, wissen konnte, mit wem man es zu tun hatte: mit einem zuinnerst getriebenen, sprachmächtigen Dichter von hohen Gnaden, wie es zu allen Zeiten immer nur ganz wenige gegeben hat. Sein exaltiertes Auftreten, die Aggression, die von ihm ausging, sobald er eine Bühne betrat, konnten den Blick darauf eher verstellen, wenn man sie etwa für Attitüde nehmen wollte, für einen kalkulierten Kunstgriff, um Aufmerksamkeit zu finden. Gewiss, das war es auch: Kling wollte gehört werden, kampfflos überließ er keinen Zoll des Felds der Dichtung, das er als sein ureigenes betrachtete, und er verstand es, sich als enfant terrible zu inszenieren.

Zum ersten Mal hörte ich ihn im September 1986 bei einem regionalen Autorenwettbewerb in Düsseldorf. Doch da las er nicht etwa nur, nein, er bezog sofort im kriegerischen Sinne Position. Rieb der Jury das neu erschienene Buch von Friederike Mayröcker *Winterglück* unter die Nase, und erklärte, wer das nicht gelesen habe, könne gar nicht mitreden. Und stellte, nein, knallte ein Gläschen Düsseldorfer Löwensenf vor sich auf den Tisch, extra-scharfen, als sakramentales Zeichen, dass es hier um eine Form poetischer Rede ging, die angriff. Dann las er mit jener schneidenden, intensiven, explosiven und doch exakt kontrollierten Energie,

die für viele Jahre sein Markenzeichen bleiben sollte. Empfindsame Zuhörer verließen unter Protest den Saal. Als ihm (natürlich) der Preis in der Sparte Lyrik zuerkannt wurde, freute er sich nicht etwa, sondern stampfte wütend und mit verschränkten Armen im Saal herum. Ich war damals 23, schrieb selbst seit einem halben Jahr Gedichte und fühlte mich durch dieses absonderliche Benehmen irritiert. Als ich aber seine drei Gedichte, die als Fotokopien auslagen, zu Hause und im Stillen las, war ich gewonnen. Gestus und Anspruch waren durch diese Texte gedeckt; wer so schrieb, durfte sich so benehmen; da war etwas Neues, etwas Wildes, wie ich es nie zuvor gelesen hatte; etwas Herausforderndes.

Ich studierte damals Germanistik in Köln, und in einem Seminar von Walter Hinck zur Kritik neu erschienener Literatur war es möglich, Gäste zu Lesungen einzuladen. Ich lud Kling ein, von dem soeben der erste Gedichtband *Erprobung herztärkender Mittel* in der Düsseldorfer *Eremiten-Presse* erschienen war, und an einem regnerischen Novembertag des Jahres 1986 stand ich vor dem Hauptgebäude der Universität am Albertus-Magnus-Platz, um ihn in Empfang zu nehmen. Das Seminar war schon zur Hälfte vorbei, da erschien er endlich, begleitet von einem Freund, der ihm als Chauffeur und Fotograf zu Diensten war. Ich brachte ihn in den Hörsaal, wo er aber durchaus nicht gleich aus seinen Gedichten lesen wollte, sondern Miene machte, stattdessen Gedichte von Reinhard Priessnitz vorzutragen, dem ein Jahr zuvor tödlich verunglückten österreichischen Dichter, damals wie heute leider nur Eingeweihten bekannt. Hinck war damit aber nicht einverstanden und forderte den störrischen jungen Mann energisch auf, endlich aus der eigenen Produktion zu lesen – was Kling denn auch tat, mit der von mir schon erlebten polarisierenden Wirkung, die die biedereren unter den Germanistikstudenten (und die waren klar in der Überzahl) gezielt vor den Kopf stieß.

Ich erinnere mich, wie wir danach noch in der Cafeteria zusammensaßen und Thomas Kling mir Namen Kölner Künstler und Musiker aufschrieb, nach denen ich Ausschau halten müsse. Und wie er mir die Heine-Dissertation seines Großonkels gab, die ich an Hinck weiterreichen sollte, nebst der Bitte, dieser solle doch unbedingt etwas zu Reinhard Priessnitz machen. So war er immer: nie nur in eigener Sache unterwegs, sondern in Mission für eine vom Mainstream aller Zeiten verdeckte Linie ungebärdiger, verkannter, vom Kanon ausgegrenzter Poesie, die er als die wahre Literatur erkannte, und als deren modernen Exponenten er sich sah. Sein letztes Buch in der frappierenden Mischung aus Lyrik und Essay macht das noch einmal deutlich, wenn er sich mit Rudolf Borchardt und gegen Nietzsche und Durs Grünbein ums rechte Verständnis der Bakchen des Euripides streitet, als handle es sich dabei um eine Neuerscheinung. Und wie modern wirkten diese Gedichte in den Achtzigern (und tun es noch), und wie lustvoll stürzten sie sich ins Gegenwartsgetümmel: das Vielzüngige daran, die Technik der Montage, die literarisches Zitat, Polemik, Jargon und skizzenhaft-exakte Beschreibung auf so atemberaubende Weise fusionierte, dass man Lust bekam, diese Gedichte selbst zu sprechen:

*seit acht gekokelt („lüftchn wi
ausm ei gepellt“); zur erdbeerbowle
kommen kellergeister, brigitte
leckerbissn reingezogn, pfundweise
fleischsalat und ersma bratnsaft
auf die krawatte;*

Solche fast schon kabarettistisch auftretende Avantgarde, wie hier in „Geschriebertes Idyll“ aus dem Band *geschmacksverstärker*, weckte die Freude daran, die eigene Stimme auszuprobieren, expressiv einzusetzen, Dichtung mit Feuer, mit Verve zu zelebrieren, alte und neue Texte, gleichgültig beinahe, ob es sich um eigenes oder um fremdes Material handelte: Das war die Faszination, die für mich von der Begegnung mit Thomas Kling ausging. Und die blieb, als er sich wegbewegte von derart plastischen zeitgenössischen Szenerien, die Archäologie entdeckte als bevorzugtes Wissensfeld, das seinem sprachgeschichtlichen Ansatz entsprach, und meine eigene Arbeit an Gedichten andere Wege ging: Thomas Klings Person und Dichtung waren etwas, über das man nicht hinwegsehen konnte. Wer ab Mitte der Achtziger begann, Gedichte zu schreiben, musste sich zu dieser Herausforderung verhalten, und unter denen, die heute beginnen, sind die, die sich an diesem Vorbild abarbeiten, oft die interessantesten Stimmen. Ein Gefühl der Verbundenheit blieb über Zeiten, in denen man sich selten begegnete, und wie eng es untergründig war, wurde mir in seinen letzten Lebenswochen bewusst, als mich ein von ihm kuratiertes Stipendium nach Hombroich brachte. Auch

regionale Nähe, die gemeinsame Verwurzelung im Rheinland, spielt eine Rolle.

Thomas Kling lebt nicht mehr. Das ist ein großer, kaum zu ermessender Verlust. Er war ein Dichter – nicht einfach, weil er Gedichte schrieb, sondern als Existenz, im emphatischen Sinne, und das hieß vor allem, dass er von sehr weit her kam. Als echter Neuerer konnte er nur deshalb wirken, weil er in einer Vielzahl von Traditionen bewandert, heimisch war. Nicht allein, dass er von Beginn an eine klare Verwandtschaft zur experimentellen Nachkriegsliteratur, vor allem zur Wiener Avantgarde (Mayröcker, Jandl, Wiener Gruppe) und darüber hinaus zur hermetischen Lyrik Paul Celans, zu Dada (Ball) und Expressionismus (Trakl) bezeugte, es war immer les- und spürbar, dass er noch weiter, viel weiter zurückblickte in der Literaturgeschichte, dass ihm das Barock (Abraham a Santa Clara), der Minnesang (Oswald von Wolkenstein) und die römische Antike (Catull) nicht ferne, vergangene Phänomene waren, sondern Werke von aufreizender Zeitgenossenschaft – sie wurden dazu, wenn er sie betrachtete.

Eine besondere Bedeutung aber besaß für ihn jederzeit Stefan George, nicht zuletzt aus den Zufälligkeiten der Biographie heraus, denn dass Bingen am Rhein innerhalb von hundert Jahren gleich zwei beeindruckende Dichter hervorbringen würde, war und ist der Stadt nicht unbedingt anzusehen. Immer wieder geistert George in Gestalt von Anspielungen und name-droppings durch Klings Gedichte, und im Essayband *Botenstoffe* und in *Auswertung der Flugdaten* geht der Jüngere in mehreren Aufsätzen auf den Ahnherrn ein, wobei er nicht zuletzt dessen mediales Geschick und den Sinn für poetisch durchgestylte Inszenierungen seiner selbst und seines Werks als vorbildlich hervorhebt. Auch in der Betrachtung von Georges Gedichten fällt Thomas Klings typisches Bemühen auf, einzuhaken bei unvermuteten, leicht zu überlesenden Stellen, um dann einen anderen George für sich zu reklamieren, der anderen Lesern so gar nicht geläufig ist.

Nicht die Reinheit der poetischen Diktion ist es, die ihn anspricht, sondern die interessante Ausnahme. So macht er im Gedicht „Hexenreihen“ (aus dem Zyklus „Gestalten“ im Siebenten Ring: „ein energisch-zarter, ganz unmonolithischer Gesang“) ein Rotwelschwort ausfindig: „kafiller“, was Schinder, Abdecker bedeutet. Also etwas Unfeines, das George freilich auf „fosforschiller“ zu reimen verstand. Für Kling ist das ein wertvolles Indiz für die notwendige Unreinheit poetischen Sprechens, den „schmutzigen Daumen“, den es wie in der bildenden Kunst in jedem Gedicht geben müsse. Und ein regional markiertes Geheimzeichen ist kafiller auch, ein Zinken, denn im Schinder scheint der Räuber Schinderhannes auf, der im Hunsrück nahe Bingen beheimatet war. Es sind vor allem solche konkreten Motive, die die innigste Verwandtschaft stiften. Wespen, diese angriffslustigen und verletzlich kleinen Wesen, die zum Sommer gehören wie kaum ein anderes Bild, sind als Leitmotiv und Wappentier in all seinen Gedichtbänden anzutreffen, und eben sie entdeckt er auch in Georges Gedicht „Juli-Schwermut“ aus den *Liedern von Traum und Tod*:

Schläfrig schaukelten wespen im mittagslied.

Aus Klings vielen Wespen-Gedichten sei hier eine Passage des Zyklus „Der erste Weltkrieg“ (in *Fernhandel*, 1999) zitiert:

ihr hinterleib in ständiger bewegung, und in bewegung ihre fühler mit dem schwarzen haar, die sie mit schwarzen füßen ständig wieder putzen muss, wobei der schwarze kopf, ihr dunkles wespenhaupt, gesenkt muss

werden. mit fühlern und mit schwarzen zangen versucht die wespe im oktober das schwarze zifferblatt zu knacken; mit gutgeputzten fühlern gutgeputzten zangen will sie die zeit, die hinter panzerglas an meinem handgelenk, einfangen. die wespe achtet nicht des worts.

Dichter achten des Worts, das ist ihr Amt, und Gedichte versuchen immer aufs Neue, die Zeit einzufangen, das verstreichende Leben, und manchmal gelingt es ihnen. Zu Klings faszinierendsten Dichtungen zählt für mich der Zyklus „mittel rhein“ aus dem Band *nacht.sicht.gerät.* (1993), der der näheren Umgebung von Bingen gewidmet ist und die historischen Tiefen der Landschaft auslotet und dabei Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung vom Mittelalter bis zur Nazizeit nachforscht. Auch in diesem Zyklus begegnen wir dem älteren Dichterkollegen:

*george, winzersprachlich ge-
pantst, wi er sommers b.
verlässt, um am lago maggiore
zu erfrieren.*

Ein Abgang, ein Abgesang, ein hingesprochenes Epitaph, wie es gar viele in seinen Büchern gibt. Thomas Klings Grab befindet sich am Niederrhein, auf dem Friedhof in Neuss-Holzheim. Die Gedichte leben in uns.

Norbert Hummelt, 2005, in *Castrum Peregrini. Zeitschrift für Literatur, Kunst- und Geistesgeschichte* (Amsterdam), Nr. 268–269/2005